Tobias Wilders Weg zur Höhe.

Von Hans von Kraft.

(23. Fortsetzung.)

7). Kapitel.

Das war ein böser Abschiedsmorgen.

Seit zwei Tagen war der Schnee schon wieder aus dem Tal verschwunden. Nur auf den Vorbergen zu Kapellen war noch ein langer, fahler weißer Streif im Schatten der Wälder geblieben.

Und nun war Sonne überall. Sonne so in den entlaubten Gebüsch, Sonne auf den flitterüberstreuten Wegen. Nur nicht auf den Gängen und in Herzen dessen, der heute die Tür des Friedhofes von Kapellen öffnete und es noch leer hinter sich wieder schloß.

Tobias Wilder ging nachdenklich weiter, als trüge er einen Stachel im Herzen, der sich mit jedem Schritt, den er tat, tiefer einbohrte. Doch es ging nicht lange. Auf dem Friedhof in Kapellen wohnten die Toten nicht als zahlreiche Gäste — da war ein neuer Hügel lange zu erkennen, ehe daneben ein anderer kam, der sich noch frischer ansah. Auch stand auf dem eisernen Kreuz zu lesen, wer da schlummerte: Frau Forstrat Amalia Wilder.

Tobias blieb stehen. In der Mitte des kleinen Totenackers stand ein großes Holzkreuz mit dem Bilde des Erlösers. Das sah auf ihn herab, als wollt' es ihn grüßen. Dahinter aber stieg wie ein ungeheurer, ferner Wall das Massiv der Raz empor, übergossen von dem kühlen Lichte der Spätherbstsonne, auf der Höhe schimmernd in silbriger Weiße. Deutlich zeichnete sich das wilde Gamsbeck in den stahlblauen Himmel, der wie ein Vorhang dahinter zur Erde fiel, um vor den Augen der Menschen das Ewige zu verhüllen.

Lange sah Tobias da hinauf. Immer weiter wurden seine Augen. Dann warf er sich ungestüm vor dem schwarzen Hügel zu Boden.

„Mutter! Ich sterbe daran!"

Tobias hob den Kopf. Und wieder hing sein verstörter Blick dort oben auf dem fernen, steilen Grat. „Erasmus! Mich hast du erhalten können, an deinem derben Seil und mit deinen treuen Händen. Aber mein Herz ist hinuntergerollt. Und das wird keiner retten — als nur ich selbst. Die Tiefe, in der es liegt, ist finster. Ich will für mein Herz einen Weg zu heller Höhe suchen! — Wer führt mich?"

Lautlose Stille war um ihn her.

Tobias ging aufrecht als er den Gottesacker von Kapellen verließ. Doch seine Augen schienen blind geworden. Er sah nicht Bäume und Mauern, nicht Häuser und Dächer, nicht Wiesen und Wald — und sah die beiden Männer nicht, die nahe da drüben auf der Straße standen und sich wunderlich betrachteten, als hätte der Zufall des Augenblicks sie unerwartet so voreinander hingestellt: Berkens, der nach Altenberg wollte, und Karl v. d. Tenne, der nach der Prein unterwegs war.

„Wohin?" fragte Berkens, mit einem seltsam agressiven Klang der Stimme.

„Nach Hause."

„Das seh' ich." Und nach einer Weile: „Ich geh' ein Stückchen mit Ihnen. Los!" Und ohne eine Antwort abzuwarten, schritt Berkens an der Seite des andern gegen die Prein zu.

Eine Frage schien ihm auf der Zunge zu liegen, aber er wollte nicht heraus damit. Er guckte nur verstohlen nach dem Gesicht seines schweigsamen Begleiters, dann steckte er die Hände in die Hosentaschen und räusperte sich.

„Schöner Tag, heut'!"

„Sehr schön!" gab Karl zurück.

„Sehr!" bekräftigte Berkens.

Wieder eine Strecke wortlosen Wanderns. Bis endlich Berkens die Geduld verlor.

„Na, so reden Sie doch schon mal! Ich möchte doch gern wissen, ob Sie schon heute reisen. Oder morgen? — Das Gut ist doch schon verkauft?"

„Noch nicht, Herr Berkens."

„Noch nicht? Das soll wohl heißen: Aber bald?" Berkens' Stimme wurde ernst. „Ich sehe, daß da wieder einmal der alte Idealist den kürzeren ziehen wird. Berthold Berkens hat umsonst geredet. Die Philosophen in meinem Bücherschrank, die ich sehr zweifelhaft einschätze, erweisen sich als die klugen Bonzen. Da es Menschen gibt, die keinen geraden und vernünftigen Gedanken fertigbringen, muß es doch auch Leute geben, die ihnen die Köpfe noch völlig verdrehen und sie nach der Rattenfängerpfeife tanzen lassen! System! System! Nur System in allem! Nach einer praktischen Philosophie des gesunden Lebens kräht kein Hahn!"

Er schwieg. Auch Karl blieb stumm.

„Ich frage Sie nicht mehr", fuhr Berkens fort, „warum Sie nicht bleiben zu können glauben. Schließlich darf mir auch diese Unrast nicht völlig fremd sein, sofern ich mich auf das Leben verstehen will. Aber fragen möcht' ich Sie doch, ob Sie nicht ein paar Minuten spazierenreiten gewollen hätten. Sie verpflichten mich in Ihrer Schuld, wenn Sie mir diese Bitte abschlagen. Es ist mir sehr wichtig, einen Tag noch in der Nähe Gabrielens sein zu können, ihr ringsum lag.

Karl stimmte wortlos in sich und verabredete in den Wäldern.

Dann im Schatten des Waldes schlich ein bunter Maskenzug an phantastischen Gebilden gegen die Straße hin.

Tobias Wilder.

Er wandte am Waldsaum, bis er Berkens wußte.

Dann sprang er über Wiese und Weg zu Heinrich Hellmers Hof hinauber, bückte in den Stall und verbarg sich in den Streuhaufen.

Die Hand er langt auch noch ihn nicht. Nur seine Gedanken griffen.

Von Kapellen klangen Glocken, dumpfe, tastender Stimme. Der hatte jetzt seine Herde gefunden. Und von Zeit zu Zeit zuckten im Traum die erhitzten Hunde, die morden zum Überfluß in den Garten herein und holen ein Stöckel, verstörten Gesichts aus der Finsternis der Wälder.

Tobias schlich auf einen der Fenster zu und spähte in die Stube.

Wie mit einer Keule schlug das helle Bild auf ihn los, daß er sehen mußte: Gottwalt und Röschen Seite an Seite auf dem Sofa, sich wie fühlgewordene, tagmüde Eheleute am Abend, sondern wie ein junges, glückliches Paar in schöner Freude — nur daß die Augen Röschens nicht ganz so ruhig waren wie der glänzende, frohe Blick, mit dem ihr Mann sie betrachtete.

Die beiden sprachen miteinander so leise, daß Tobias vor dem Fenster kein Wort verstehen konnte, nur manchmal einen schwachen Klang der Stimmen vernahm.

Bei aller Marter, die er fühlte, kam immer wieder dieser bitterste Gedanke: Hineingehen? Noch ein letztes Mal?

Wozu?

Um Gottwalts feste, herzliche Stimme zu hören, die ihn tiefer schmerzen mußte, als ihn der bitterste Hohn und die gulligste Verachtung hätte schmerzen können? Und wenn ihm Röschen jetzt die schmale, weiße Hand böte — diese Hand, die er so oft geküßt — das würde ihm die Seele verbrennen. Zwiefach hatte er diese Frau verloren: durch seine eigene Schuld — und durch das heilige Geheimnis jener unheiligen Hexenstunde da droben in der vereisten Felswand! Jener graue Nebeltag dort oben auf dem Grate des wilden Gamsecks hatte ein Wunder gewirkt. . . hatte leis und heimlich in Gottwalts Herz eine Kammer aufgetan, die bisher verschlossen war — und hatte diese junge Frau aus einer Tiefe, in die sie zu stürzen drohte, hinaufgetragen zu einer sicheren Höhe, emporgehoben an die Brust dieses festen und starken Mannes.

Mit dem Arm vor den Augen taumelte Tobias aus dem Garten hinaus auf die Straße.

Von den Minuten, die nun kamen, wußte er nichts — nichts mit klaren Sinnen.

Als er aus dem Sturm dieser Qual erwachte, sah er, daß er daheim war, in seinem stillen, öden Hause, in der kühlen, finsteren Stube, in der seine Mutter gestorben.

Wie lange war das schon her? Tausend Jahre? Oder ein paar Wochen nur?

(Fortsetzung folgt.)

Sich anpassendes Parfüm.

Gegenwärtig erregt in Paris das größte Interesse ein Parfüm, das seinen Duft je nach der Person verändert, die es trägt. In der Tasche hat es den Duft frischgepflückter Blumen, deren Art sich jedoch unmöglich bestimmen läßt; man erhält davon nur den Eindruck, als ob der Duft aus dem aller natürlichen Blüten zusammengesetzt wäre. Sobald man von der Flüssigkeit aber einige Tropfen auf die Haut bringt, ändert sich deren Charakter nach der Haarfarbe und dem Temperament der betreffenden Person. Bei einer Brünette ähnelt ihr Duft dem der Rose oder Nelke, was nicht sicher zu entscheiden ist; bei einer Blondine nähert er sich mehr dem des Veilchens oder der Lilie. In jedem Falle, wo er geprüft wurde, erwies der Duft sich verschieden. Von Zeit zu Zeit ändert er sich auf der Haut ein und derselben Personen, und man will beobachtet haben, daß diese Aenderung mit heftigeren Gemütsbewegungen sozusagen parallel geht.

— Von seinem Standpunkt. Herr: Alles wird infolge des Krieges teurer, auch die Seife.

Itzig Cohn: Nu, wenn schon! Seife ist ja kein Bedarfsmittel.

— Erster Gedanke. Engländer (dem ein Bein abgeschossen wurde): O weh, jetzt kann ich nicht mehr Fußball spielen!

— Aus der guten alten Zeit. Geh', Schurschl', gib dem auch a Maß!

Bist net g'scheit, dös is doch der Feind!

Die Flieger.

Eine Kriegsgeschichte von Ewa-Maria Stein. (18).

Man hat die Flüchtlinge in ihr enges ostpreußisches Dorf zurückgeführt. Da findet manches sein Heim nicht mehr. Kultivierende Flammen, schwarzer Brandschutt ragen wie Grabsteine, wo einst die stattlichen Kossaten hausten. Und wo die Höfe selbst noch heil geblieben, da sitzt es und sie in den Wohnungen traurig aus. Nirgends ein Obdach sich in so vielen Gräben zu finden. Nur wo Mangel ist allerorten. Aber die Menschen helfen einander, so gut sie können. Und noch ein Tauschen von seinem etwas verlangt, teilt es mit dem, der ganz arm wurde.

Bei alledem ist der Mut der Leute nicht gebrochen. Nein — bei Sturm und Regen, und trotzig rufen sie einander zu: „Gott sei gelobt — die Russen sind nun doch fort. Und er wird sie nicht wieder hereinlassen, unser Befreier, unser Hindenburg. Wir mögen nur getrost herangehen, unsere Heimstätten neu aufzurichten."

Sie gehen daran — sie packen das Werk freudig an. Uns eines nach macht besonders die Augen dieser Dörfler klar: daß wenigstens keiner von ihnen das Leben verlor. Sie sind alle mit heiler Haut davongekommen.

Freilich, einmal haben sie auf der Flucht in arger Gefahr geschwebt. Wenn da nicht der kleine Schulzenbub mit seinen elf Jahren den gescheiten Einfall gehabt hätte — wer weiß, wieviele von ihnen heut noch lebten, dann man hat ja grausige Geschichten vernommen.

Man hat erzählen hören, daß arme Deutsche noch auf der Flucht den Russen in die Hände fielen — und da bekam mancher unschuldige Dörfler die blaue Bohne in die Brust.

Der Einfall des Schulzenbuben war gescheit, gewiß, und doch wieder so einfach. Aber Mut hatte der kleine Kerl. Wenn die braven Dorfbewohner tagsüber schwer geschafft haben, wenn sie dann abends werktüde hier und dort sich versammeln zu einer Feierabendstunde, dann reden sie noch oft von ihrer Flucht, und was sich da ereignete.

Ganz plötzlich hatte man damals das Dorf verlassen müssen. Ein berittener Gendarm war in den Ort gesprengt, am hellen Mittag, hatte gerufen: „Fort, ihr Leute, fort! Die Russen sind in den Wäldern. Dort nach Westen müßt ihr hinüberlaufen — da kommt ihr vielleicht noch durch."

Das war eine Aufregung und eine Eile. Der eine wollte noch sein Pferd anspannen, der andere die Kuh mit treiben. Schließlich liefen die meisten zu Fuß, nur ein ganz kleines Bündel in der Faust. Zum Anspannen war keiner mehr gekommen, einige aber waren auf ihre Ackerrosse gesprungen und hoben die Frauen und die Kinder zu sich hinauf. Und so ritten sie davon, von den zu Fuß Flüchtenden gefolgt.

Nach Westen ging der traurige Zug, dorthin, wo durch den tiefen dunklen Tannenforst sich der einsame, ausgefahrene Sandweg schlängelt. Bald war das Holz erreicht, und man zog hin zwischen den schweigenden Stämmen. Alles war still, ganz still. Nur das Wipfelmeer rauschte leise, verschlafen.

„Es scheinen hier wirklich keine Russen zu sein," meinte der Schulze, der an der Spitze des Zuges ritt, seine beiden Kleinsten vor sich auf dem Pferd. „Aber wir müssen doch ganz ruhig bleiben, man kann nicht wissen —." Er sprach selbst nur gedämpft.

Seine Vorsicht war am Platze. Als man wieder einmal hinhorchte in den Forst, vernahm man Geräusche. Wahrhaftig, Menschenstimmen — wie dumpfes Murmeln klang es — auch Klirren. Dies Klirren — entsetzlich — das konnte nur von Waffen sein.

Russen!

„Weiter — so schnell wie möglich — aber ganz leise!" gebot der Schulze flüsternd. Sie nickten und taten, wie er gesagt. Sie bissen die Zähne zusammen, keiner sprach ein Wort. Fester hielten die Frauen die Händchen ihrer stumm dahinhastenden Kinder.

Sogar die Kinder begriffen, was not tat, und weinten nicht. Ein Glück war es, daß der Weg so tiefen Sand aufwies. Da vernahm man nicht die Tritte der Pferde.

Aber dann — dann — da lag etwas voraus am Wege, halb gegen einen Baumstamm gelehnt — ein Mensch — ein Mann in graugrünem Rock, das Gewehr im Arm — ein russischer Soldat.

Die Mittagssonne brütete über dem Walde und fiel breit und heiß auf den Waldweg. Diese Mittagssonne hatte den Russen müde gemacht — er hatte die Augen geschlossen — der Kopf war etwas nach vorn gesunken. Und als die Flüchtlinge wie gebannt am Platze verharrten, da vernahmen sie seine tiefen, regelmäßigen Atemzüge.

„Ein Posten," murmelte der Schulze, kaum hörbar, „aber er schläft. Leise — ganz leise vorbei!" Aber es kam nicht dazu; sie mußten auch Schienbeine, denn da hob der Russe gerade die Hand — hielt in der Bewegung seine Rute durch die Luft — schrie — da schossen es um ihn — ein bitter Morgenschauer holte sich sein Gedicht als Tonmeister zurück.

„O Gott — o Gott —," brachte die Schulzin matt, „nun werden ihn die Fliegen zerren und — und dann — und dann — stürmiert er das Kaffeehaus in Wien —." Niemand vermochte die ganz schrecklich grausigen Worte, nur ihr Schreien, der arme Tor kann.

„Pfui!" Wieder hob der Russe sei leises Rute in die Luft hinein, wollte sie suchte er ein lästiges Insekt und trommelte einmal. Halb war er schon wach.

Im nächsten Augenblick riß der Schulzensohn einen großen Fetzenfisch aus Wegrande aus, lief kurzlos vorwärts — denn sind er auch schon weiter dem Russen und — schleuderte ihn die Fliegen fort.

Und er schrie mit der rechten Hand, zugleich aber schnitte er mit der Linken seinem Vater beflig zu. Das hieß ganz deutlich: „Vorbei — schnell vorbei — ich sorge, daß er nicht aufwacht."

Sie begriffen. — Und während der Bub dem russischen Posten die Fliegen verjagte, schlichen sie sich vorüber. Auch die Mutter ging mit, so sehr ihr Herz um den Aeltesten vor Angst auch pochte. Der Braue und ihr Mann, des Knaben Vater — alle verstanden, daß es hier kein Ueberlegen gab.

Sie kamen glücklich vorbei. Noch immer fächelte der Bub. Zu ihrem Heil war eine Wegbiegung nahe — der Junge winkte ihnen, sie sollten nicht auf ihn warten, sollten um die Biegung gehen. Als sie dort herum waren, warf er seinen Farnbusch hin und lief ihnen nach.

Der Posten mag hernach, durch die bösen Fliegen gestachelt, bald aufgewacht sein. Aber von den Flüchtlingen hat er da nichts mehr gesehen.

Der Trommler.

Von Fritz Müller.

Neben mir, so hat mir ein Verwundeter erzählt, lag im Lazarett ein Trommler. „Wo hat es dich erwischt, Kamerad?" frag ich ihn.

Die Augen in seinem kalkweißen Gesicht schauen mich erst eine Weile an, bevor er merkwürdig tonlos antwortet:

„Wo es mich erwischt hat? An der Trommel, Kamerad — kaputt ist sie, durchlöchert und zerfetzt."

„Die Trommel ist zu reparieren. Aber dir, wo fehlt es dir?"

„Unterm Hals ein bißchen, glaub ich. Wird bald vorüber sein, denk ich. Dann kann ich wieder raus. Wieder trommeln, Kamerad, trommeln."

„Was sagt der Doktor?"

„Was Lateinisches, hab's nicht verstehen können."

Immer tonloser ist die Stimme geworden, immer glänzender die Augen. Ich will eben eine Antwort geben, da seh ich an der Tür den Doktor im Leinenkittel. Er zieht die Augenbrauen hoch, sieht zu mir her und legt heftig den Finger auf den Mund.

Ich begreife. Mein Nebenmann soll nicht sprechen. Ich bezwinge mich also und summe irgend eine Melodie vor mich hin, die mir gerade einfällt.

„Was summst du da?" kommt's vom Bette drüben.

„Nichts Besonderes. Ich summe lieber, anstatt ich rede. Die Zeit vergeht besser so."

Der andere schweigt und starrt ins Leere. Seine Hände liegen auf der Decke.

Wie ich nach einer Weile wieder hinüberschiele, sehe ich seine Augen halb geschlossen. Die Hände auf der Decke machen ein paar unwillkürliche Bewegungen. Wenn's eine Frau gewesen wäre, hätte ich gesagt, sie strickt im Halbschlaf. Bei ihm war's trommeln.

Jetzt ist er ganz eingeschlafen. Ruhig seh ich seine Atemzüge gehen. Nur alle fünf oder sechs Züge rasselt es ein wenig, als gälte es ein Hindernis zu nehmen.

Jetzt kommt der Doktor zu mir. Er untersucht mich. Er ist mit mir zufrieden. Bevor er fortgeht, mache ich eine fragende Bewegung zu meinem Nachbar hinüber.

„Zwei Lungenschüsse," sagt der Doktor leise.

„Gefährlich?" frage ich ebenso.

Er zuckt langsam mit den Achseln, will etwas sagen, setzt ab, schweigt, geht weiter. Auf einmal kehrt er wieder um und neigt sich zu mir herunter:

„Sie müssen ihn trösten, Hoffnung machen, verstehen Sie."

Am andern Tage saß der Doktor drüben an seinem Bett. Neben ihm stand die Schwester.

„Haben sie einen Wunsch?"

„Ich möchte wissen, ob meine Trommel wieder in Ordnung gemacht werden kann."

„Selbstverständlich."

„Und wann, Herr Doktor, kann ich wieder — wieder —?" Seine Finger trommeln auf der Decke.

„Bald."

„Nächste Woche, Herr Doktor?"

„Na, woll'n mal sehn."

„Aber übermorgen schon, Herr Doktor?"

„Vielleicht," sagt der Doktor hell und geht zu einem andern Bett.

Am Abend dieses Tages war meines Nachbarn Gesicht spitzer als je.

„Ich fühle mich viel besser," flüsterte er mir herüber.

„Das ist recht, Kamerad."

„Wenn sie mich nur mal losschnallen ließen, man kann sich ja gar nicht rühren."

„Besser ist besser, Kamerad."

„Na, ist morgen halt ich's schon auch aus." Wieder trommelte seine Finger.

Und am nächsten Morgen kam er gar nicht wieder. Nun muß er's eben selber machen, denk ich.

„Die verbummelte Gefangenschaft," flüstert er. Aber da kommt der Doktor schon.

„Herr Doktor, Sie sagten gestern, Abwechslung könnt ich wieder — Sie wissen schon. Aber vielleicht geht's heute schon. Ich fühle mich leicht, ganz leicht, Herr Doktor."

Ich horche nächster, daß dies Leichterfühlen bei den Lungenschüssen das Ende wäre.

„Nein", sagt der Doktor heiter, „heute noch nicht."

„Aber morgen sicher, Herr Doktor, ich werde sonst vor Langeweile." Seine Finger trommeln ungeduldig.

Prüfend geht des Doktors Auge über das eingefallene Gesicht.

„Ja", sagt er, „morgen". Man sieht, eine große Freude zittert durch das Bett.

Es war die letzte Freude. Als ich am andern Morgen erwachte, lag er tot da. Nur seine Finger schienen noch zu leben. Locker und halb aufgestellt lagen sie über die Decke. Unsichtbare Trommelschlägel steckten dazwischen.

Die Schützengrabenarbeit.

Vergleich zwischen den Befestigungen der Deutschen und Russen.

Einen Vergleich zwischen den Feldbefestigungsarbeiten, die die Deutschen und die Russen im polnischen Schlachtgebiet ausgeführt haben, gibt der Kriegsberichterstatter der Londoner Times beim russischen Heere Stanley Washburn: „Die deutschen haben einen beträchtlichen Vorteil vor den Russen in fast allen Dingen, die sich auf Ingenieursarbeit beziehen. Es gibt dafür verschiedene Gründe und wohl der wichtigste ist der, daß die Deutschen durch ihre ganze Anlage ein außerordentlich genaues, proentliches und geschultes Volk sind, während der Russe in seiner Natur nichts von all dem hat. Der zweite Grund, der eigentlich nur eine Folge-Erscheinung des ersteren ist, besteht darin, daß die teutonische Armee sehr viele Handwerker und Mechaniker aufweist, besonders in ihren Reservekorps. Man sieht überall ihren Einfluß sehr deutlich.

Die Gelegenheit, deutsche Schützengräben zu betrachten, ist natürlich für mich beschränkt auf die Teile Polens, in die die Russen gekommen sind, nachdem die Deutschen hier bereits Stellungen ausgegraben hatten, aber das, was ich sah, flößt mir die höchste Achtung vor der Tüchtigkeit der Deutschen beim Anlegen von Feldbefestigungen ein. Ihre Schützengräben waren fast ohne Ausnahme vorbildlich angelegt, und ich habe viele gesehen, bei denen man denken konnte, sie seien von Ingenieuren angelegt, die ein unübertreffliches Muster vorführen wollten. Die Genauigkeit in der Anlage der Gräben, die Sauberkeit der Arbeit, die Reinlichkeit in allen Unterständen ist erstaunlich, und wo Heit war, sind vorzügliche Maskierungen und Schutzvorrichtungen geschaffen worden. Laufgräben und Zugänge sind höchst praktisch entworfen, alle durch den Boden und das Gelände gebotenen günstigen Möglichkeiten voll ausgenützt, und jede Bequemlichkeit ist durchgeführt, die in einem Schützengraben geboten werden kann.

Die Stellungen der deutschen Kanonen sind in derselben exakten und musterhaften Weise angelegt wie die Schützengräben; ebenso zeigen alle Ausbesserungen an Wegen, Brücken usw. den Geist dieser Ingenieurkunst, die im ganzen Heere zu leben scheint. Die Russen standen zunächst in jeder Art dieser Arbeiten weit zurück; aber sie haben große Fortschritte gemacht, und die Bzura-Rawka-Linie, die im Dezember angelegt wurde, stellt das Beste dar, was ich an solchen Arbeiten von den Russen gesehen habe, während die zweite Linie zwischen der Front und Warschau, die man gewöhnlich die Blonie-Linie nennt, ebenfalls die gesteigerte Erfahrung in dieser Hinsicht erkennen läßt."

Jetzt auch Hotel-Chemiker.

Zu den allerneuesten Einrichtungen mancher großen Hotels gehört auch eine Abteilung für Chemie, in welcher ein oder mehrere Fachleute beständig mit chemischer Untersuchungen im Interesse der Hotel-Leitungen und der Gäste beschäftigt sind. Ein Hotel einer westlichen amerikanischen Stadt besitzt seit kurzem ein regelrechtes chemisches Laboratorium, in welchem ein Ober-Chemiker und zwei Gehilfen arbeiten. Wer etwa über diese Neuerung lacht oder in ihr höchstens ein Reklame-Stückchen erblickt, der möge sich in eingeweihten Kreisen eines besseren belehren lassen.

Diese Chemiker haben zunächst alle Nahrungsmittel zu prüfen, welche in das Hotel kommen. Es wird behauptet, daß Hotel-Einkäufer schon häufig von Händlern betrogen worden seien, welche statt der bestellten Produkte minderwertige liefern, wenigstens solche mit den besseren einschmuggeln, in der Erwartung, daß dies in der Menge nicht bemerkt werde! Die wissenschaftliche Prüfung aller Nahrungsmittel in der Chemik-Abteilung führt zur prompten Entdeckung aller solchen Praktiken. Auch auf die Getränke erstrecken sich die Untersuchungen.

Aber noch andere Dinge werden vom Chemiker geprüft. So werden die Seifen — feste und flüssige — und Wasch-Pulver gründlich studiert! In einem großen Hotel machen diese scheinbar geringfügigen Sächelchen einen Posten von tausenden von Dollars jährlich aus. Das Stück Toiletten-Seife, welches jedem Gast geliefert wird, erregte zum ersten Male in Hotel-Kreisen besondere Beachtung, als eine Kolorado-Dame mit einer Schadenersatz-Klage gegen ein Hotel drohte, weil sie an einer Entzündung der Gesichts-Haut zu leiden begann, und ihr Doktor sagte, die Entzündung sei durch einen Bestandteil der Seife verursacht worden, welche ihr in dem Gasthause geliefert worden war! Daß so etwas nicht wieder vorkommen kann, das gehört nicht zu den unbedeutendsten Sorgen der Hotel-Chemiker.

— Vernichtende Kritik. Herr: Und denken Sie sich, mein Sohn hat dieses Gedicht im Schützengraben verfaßt!

Redakteur: Glaube ich gerne, es ist auch zum Schießen!

Unsere Schnittmuster-Offerte

Ein zweiteiliges Übergewand. Nr. 1255.

Einer der hübschen Modelle in dieser Nummer ist der nebenstehende. Es ist aus blauer und weißer Cheviotserge gearbeitet und ist besonders gut dafür geeignet, Reste zu verwenden. Das Muster ist in 4 Größen, nämlich für 14, 16, 18 und 20 Jahre, vorrätig. Für die Größe 16 Jahre braucht man 5 Yards Stoff 36 Zoll breit. Der Rock ist in einem Stück geschnitten, mit einem geraden Panel vorn in der Mitte. Ein Stoffgürtel hält die Weite ein. Während für heiße Tage die halben Ärmel und ein ausgeschnittener Hals passender sind, dürften sich für empfindliche Kinder die Ärmel in voller Länge empfehlen meist einem Halsrüschchen. Man gebraucht zu dem Schnittmuster, erhältlich für Kinder von 4, 6, 8 und 10 Jahren, für kleinsten Nummer 3 Yards Stoff bei 36 Zoll Breite und ½ Yard für's Einsätzchen bei 36 Zoll breitem Material.

Bestellungsanweisung.

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich geschrieben an und schicke den Coupon nebst 10 Cents für jedes bestellte Muster an das

Omaha Tribüne Pattern Dept.

1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne" Coupon.

Ich wünsche Muster No. .....

.....Zoll Brust- oder Taillenweite

(Jahre ..... bei Kinderjachen.)

Name .....

No. ..... Straße..... Stadt .....